

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 6

Artikel: Der wunderliche Einsiedler
Autor: Fischli, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665013>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berühmt in Mohammeds Leben wurde die Hedschra, im Jahre 622, seine Flucht aus Medina. Mohammed begann nach der Hedschra seine Missionstätigkeit und die Bekämpfung der Ungläubigen. Es gelang ihm, Mekka und die heilige Kaaba zu erobern; die Götzenbilder dort wurden zerstört und die Stadt für den Islam in Besitz genommen. Die umliegenden

Stämme nahmen den Islam an, und bald verbreitete er sich immer weiter. Nach seiner letzten Wallfahrt im Jahre 631 erkrankte Mohammed und verschied sanft in den Armen seiner Frau Afscha. An der Stätte, wo er geboren war, wurde er auch begraben. Sein Grab innerhalb der erweiterten Moschee ist ein bevorzugter Wallfahrtsort für die Gläubigen.

Lichter des Friedens.

Aber den Himmel kommen in langen Zügen
viele weiße Vögel ruhig geflogen.
Es ist, als ob sie des Friedens Wogen
auf ihren leichten, schwebenden Flügeln frügen.

Aber die Menschen haucht dieses leise Fliegen
sanftes Erstaunen auf ihre Gesichter.
Und in den Augen bleiben die Lichter
des Friedens wie glimmende Sterne liegen.

Johanna Böhm.

Der wunderliche Einsiedler.

Erzählung von Albert Fischli.

Der alte Maler David Freudiger war mir eine vertraute Persönlichkeit lange vor dem Tage, da ich ihn zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht sah. Eine gemeinsame Bekannte hatte nämlich unsere Grußfreundschaft vermittelt und mir dabei so manches Seltsame und Wunderliche von dem Malergreis erzählt, daß ich auf eine Begegnung mit ihm ordentlich begierig war. Auch der alte Herr hatte mich wiederholt wissen lassen, daß er sich freue, wenn ich ihn gelegentlich besuche. Aber immer und immer wieder war die Ausföhrung dieses Vorhabens verhindert worden, bis sich endlich ein Tag allen Beteiligten als günstig erwies.

Vom Kreuzpunkt der Straßenbahn, unserm Stellbichlein, erreichten die Freundin und ich in einer mäßigen halben Stunde durch die Außenquartiere der Stadt und über eine frischgrüne Hügelwelle den ansehnlichen Vorort. Durch Nebenstraßen gelangten wir in ein ganz neues Häuserviertel; einzelne Gebäude waren erst im Rohbau fertig, andere standen im grellfrischen Ausputz da. Und mitten drin, im werdenden Quartier fanden wir, von einem morschen Holzzaun umhegt, die kleine Gartenwildnis unseres Einsiedlers, ein wirres Durcheinander von Baum- und Strauchwerk, und darin versteckt den Wohnsitz, ein niederes Haus mit breitem Dach.

Die Freundin zog an einem verrosteten Glockenzug, der nach einigem Widerstreben plötzlich nachgab und die Stille ums Haus mit gellendem Geläut erschreckte. „Er weiß es, daß wir

kommen, ich habe ihm unseren Besuch angekündigt,“ sprach sie. Und da hörten wir drinnen auch schon eine Türe gehen. Und jetzt kam ein greises Männchen in bequemen Hausschuhen herangeschlurft. Was man zuerst an ihm wahrnahm, war ein mächtiger Schopf weißen Kraushaars. Er umrahmte ein gutmütiges Runzelgesicht mit einem heitern, aber verschwommenen Augenpaar und runden, tiefroten Flecken auf den Wangen. Das Alterchen steckte in einem abgetragenen Schlafrock, der um die Lenden durch eine Kordel mit großen Quasten zugeschnürt war.

Jetzt hückte es sich und suchte mit zittriger Hand das Schlüßelloch, öffnete und schüttelte der Freundin, immer wispelnd, lächelnd und wiederholt sich verbeugend, die Rechte: „Das ist aber schön, daß Sie kommen, wir haben uns so sehr gefreut.“ Ich stand etwas abseits und sah der umständlichen Begrüßung zu, bis die Freundin endlich Gelegenheit fand, des Greises Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. „Ach ja“, sprach er, „das also ist der Herr. Seien Sie uns gleichermaßen herzlich willkommen. Die Freunde unserer Freunde sind auch die unsern.“ Und auch mir schüttelte er anhaltend die Hand. Und dann führte er uns auf dem verschnörkelten, mit Buchs eingefassten und sauber bekiessten Gartenweg zum Hause.

Wir stiegen eine kleine Freitreppe zu einer Art Vorhalle hinauf, die ganz von dem Gerank wilder Reben umspinnen war, deren Knospen sich eben öffneten. Ein kleiner Tisch und meh-

rere bequeme Stühle aus Rohrgeflecht standen in dem schmalen Raum. Mit vielen Komplimenten nötigte uns der alte Herr zum Sitzen. Es fiel mir auf, daß er noch einen vierten Stuhl an den Tisch rückte, bevor er selber Platz nahm.

„Wir haben uns lange nicht gesehen,“ wandte sich die Freundin an ihn. „Ja ja“, lächelte er und legte die Hand auf ihren Arm, „ja, ja, wir sind hier wie ab der Welt. Nur selten erinnert sich jemand unser und sucht uns auf. Sogar Sie, Beste, sind ein rarer Gast. Aber wir wissen, Ihnen fehlt es nicht an gutem Willen. Sie haben Ihre Arbeit, Ihre Pflichten. Wir sind uns übrigens des Alleinseins gewöhnt. Freilich tut es uns dann und wann doch wohl, wieder ein liebes Menschengesicht zu grüßen, nicht wahr, Denise?“ Er sprach die letzten Worte leise und innig, das Antlitz zu seiner Linken wendend, als ob der leere Stuhl an seiner Seite besetzt wäre. Die Freundin gab mir einen bedeutungsvollen Blick, und jetzt ging mir ein Licht auf, was es mit dem „wir“, das der Alte beständig im Munde führte, für eine Bewandnis haben mochte.

Eine kleine Stille war eingetreten, und nur um auch einmal etwas zu sagen, bemerkte ich: „Es ist doch schade, daß Ihr trauliches Heim mit Mietskasernen umstellt wird. Es muß vordem hier ein schönes Wohnen gewesen sein.“ — „Ja“, meinte er, „zu jener Zeit, als wir es uns erbaut, war freie grüne Weite ringsum. Es ist lange her. Wir lebten damals noch mit der Zeit, waren strebsam, tätig und hoffend, wir empfingen Besuche und schweiften umher, wir nahmen lebendigen Anteil an allem, was der Tag und die Stunde brachten. Damals hätten wir es schwer ertragen, in unsere Häuslichkeit eingengt und von aller Welt abgeschlossen zu werden. Nun wir aber unser stilles, abseitiges Dasein führen...“ Er beendigte den Satz nicht; sein in die Baumwipfel verlorener Blick war von einer plötzlichen Erscheinung gefesselt worden. „Pffst,“ machte er jetzt, und mit einer behutsamen Handbewegung bedeutete er uns, wir möchten uns ganz ruhig verhalten. Und vorsichtig erhob er sich und stieg die Freitreppe hinab in den Garten. „Komm, Hansi, komm!“ lockte er jetzt, indem er aus der Tiefe der Tasche einen Nußkern hervorholte und auf den Fingerspitzen darhielt, „komm, Hansi!“ Da kam es vom Wipfel einer Fichte herabgehuscht, braunrot, ein Eichhörnchen, sprang dem Alten auf

den Arm und machte sich gierig über die Lecker- speise her. Mit zärtlicher Streichelhand liebkoste er das Tierchen, hielt es eine Weile an die Wange gedrückt und ließ es dann laufen. Mit zwei drei Sätzen war es wieder am Baum und, hast mich gesehen, im Wipfelwerk verschwunden. Die Züge von kindlicher Freude verklärt, stieg der Alte die Stufen wieder empor und setzte sich an seinen Platz, als ob nichts geschehen wäre.

„Wie gesagt“, fuhr er fort, „die Welt fragt uns nichts mehr nach, und wir halten's mit ihr desgleichen. In unserm Alter kennt man keine Zukunft mehr, keine Gegenwart mehr, es sei denn die Gegenwart des Vergangenen, und die ist für uns gottlob so reich und schön, daß uns der Verzicht auf die neue Zeit nicht schwer fällt. Aber da verplaudern wir uns und vergessen ganz unsere Pflicht als Wirte. Nicht wahr, die Herrschaften entschuldigen, wenn wir sie eine kleine Weile allein lassen.“

Die Freundin und ich erklärten wie aus einem Munde, das sei doch nicht nötig, er möge unsertwegen sich doch keine Mühe machen. Aber der Alte beharrte: „Wir tun es nicht anders, eine Ablehnung müßte uns beleidigen.“

„Gut denn“, räumte die Freundin ein, „dann müssen Sie aber auch gestatten, Ihnen eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen.“ Und damit öffnete sie den Lederbeutel, der an ihrem Arme hing. „Nicht doch, Sie meisterloses Ding“, schmolte der Alte mit gutgespieltem Unmut, „nicht doch, wie manchmal haben wir es Ihnen doch verboten. Aber es nützt rein nichts, immer wieder werden Sie rückfällig.“ — „Ach,“ wehrte sie ab, „gönnen Sie uns doch die Freude, oder,“ fügte sie schallhaft hinzu, „beglückt es Sie nicht auch, wenn Ihnen das Eichhörnchen den Nußkern aus der Hand nascht?“ Und schon hatte sie dem Beutel ein Pfund feinen Kaffees entnommen; ein Bällchen Butter und ein Glas goldgelben Honigs kamen auch zum Vorschein.

„Ei der Tausend!“ rief der Maler aus, eine Gabe nach der andern beguckend, wägend und den Duft kostend, „ei der Tausend, dieser Kaffee, Mokka erster Güte! Diese Butter, wie frisch, wie süß! Und dieser goldgelbe Bienenhonig! Übrigens,“ listig lächelte er, faßte der Geberin Hand, wandte die Handfläche nach oben und neigte sein Gesicht darauf, wie wenn er eine Süßigkeit daraus naschen wollte. „Übrigens,

das mit dem Sichhörnchen haben Sie gut gegeben.“ Wir mußten herzlich lachen.

„Darf ich Ihnen nicht meine Dienste anbieten,“ rief ihm die Freundin zu, als er sich zum Abgehen anschickte. „Nein, nein“, wandte er sich, „bleiben Sie, wir kommen schon selbst zu recht. Nehmen Sie sich unterdessen unseres Freundes an. Vielleicht...“, er zögerte und maß mich mit einem prüfenden Blick — „vielleicht zeigen Sie ihm die Bilder, vorausgesetzt, daß er sie überhaupt sehen mag.“

Ich stand nicht an, meine freudige Bereitschaft durch lebhaftes Kopfnicken zu bekunden. „Sehen Sie“, lächelte der Maler, „Sie haben nun einmal so etwas Treuherziges, Heimeliges, wie ein lieber, alter Bekannter.“ Damit verschwand er in der Türe.

„Ist er nicht ein reizender Mensch?“ fragte mich die Freundin. Ich nickte: „Ja, es sind prächtige Leutelein,“ bestärkte ich und wies auf die beiden leeren Stühle. „Gelt“, sagte sie, „wie reizend er mit der längst Dahingegangenen lebt und verkehrt. Es ist durchaus keine Marotte, keine eitle Selbstgefälligkeit, sondern lebendiges Gefühl, aus innerstem Bedürfnis geborene holde Selbsttäuschung. Anders hätte er den entsetzlichen Verlust einfach nicht ertragen.“ — „Ist er denn als Künstler jemals zu Bedeutung gelangt, hatte er irgend Erfolg mit seinen Malereien?“ beehrte ich zu wissen. „O ja“, beschied sie mich, „er erfreute sich eines ausgezeichneten Rufes, ist sogar einmal in München mit der großen, goldenen Medaille geehrt worden. In den meisten Museen unseres Landes hängen Bilder von ihm. Nach dem Heimgang ihrer, die wirklich seine Muse war, vereinsamte allerdings mit dem Menschen auch der Künstler in ihm. Er schuf nur noch wenig und stellte nicht mehr aus. Ein bescheidener Wohlstand enthob ihn der Sorge um sein Brot, und so widmete er seine Zeit und Kraft den Werken mildtätiger Nächstenliebe, die sie in so ausgiebiger Weise angeregt und gefördert hatte, bis die Gebrechlichkeit des Alters ihn mehr und mehr nötigte, sich zu schonen und ihn schließlich ganz auf sich selber beschränkte. Aber nun kommen Sie und sehen selber, was er als schaffender Künstler zu leisten im Stande war.“ Ich folgte meiner Führerin gespannt ins Innere des Hauses.

Wir betraten zunächst das geräumige Wohngemach. Nur wenige, aber geschmackvolle Möbel standen an den Wänden. Von der Decke herab

hing ein dreiarmer Petrolleuchter aus Messing. Und da, dem Eingang gerade gegenüber, grüßte ihr Bild, ein Frauenporträt von einer geradezu erstaunlichen Schönheit und von einer Frische, als wär es erst neulich geschaffen worden. Dem widersprach freilich die Tracht der Dargestellten, die einem längst vergangenen Zeitgeschmack angehörte. Inmitten einer offenen Landschaft mit schwebenden Wolken stand die junge Frau, ein Bild der reinsten Anmut. Sie trug ein weißes Kleid von zartem Duft. Weitbauschig fiel ihr der Rock von den schmalen Hüften herab, während die enganliegende Bluse die erste Fülle der Formen durchscheinen ließ. Wie der linke Arm quer auf dem Gürtel lag, dergestalt, daß die Hand dem rechten Ellbogen zur Stütze diente, wie der rechte Unterarm schräg aufgerichtet stand und die Hand spielerisch den goldenen Pierat vorn auf der Brust umfaßt hielt, das ergab eine Haltung von ungezwungener Bornehmheit. Auf dem zarten Hals ruhte das leichtgetragene Haupt, das von dichtem dunklem Haar umrahmt war. So stand sie, den Scheitel mit Blättern und Blüten bekrönt, als ob das blühende Gesträuch, in das sie hineingestellt war, an ihr emporranke. Das Gesicht war von strenger Schönheit, offen die leichtgewölbte Stirn, Nase und Kinn von der edelsten Bildung, feingeschnitten der schmale Mund und die großen, herrlichen Augen dem Beschauer zugewandt. Lange standen wir schweigend in den Anblick dieses Meisterwerkes versunken, in dem Natur und Kunst sich zu einer höchsten Leistung die Hand gereicht hatten. „Es ist herrlich!“ flüsterte ich. — „Ein Denkmal grenzenloser Liebe,“ fügte die Freundin bei.

Und dann führte sie mich eine schmale Treppe hinauf zu den obern Räumen. Wie ausgeblasen sauber war es auch hier. Niemand hätte geglaubt, daß diesem Haus die ordnende Frauenhand fehlte. Da war ihr Arbeitsstübchen. Noch stand ihr Nähtisch am Fenster mit dem bequemen niedern Sessel davor. Ihre letzte Arbeit, eine Stieferei, lag halbfertig da, die Nadel mit dem abgeblasenen Goldfaden noch eingesteckt, als könnte die Gestorbene jeden Augenblick wiederkommen, ihr Werk zu vollenden. An den Wänden hingen ein paar reizende farbige Skizzen, Bilder aus ihrer glücklichen Zeit: die jungen Gatten im Grünen, er vor der Staffelei sitzend, sie ins Gras gelagert, das Strickzeug in den Händen, dann wieder das Paar im häuslichen

Arbeitsfrieden bei der winterlichen Lampe, er zeichnend, sie aus einem Buch vorlesend; dann sie allein im Garten, Rosen zu einem Strauß windend.

Nebenan in ihrem Schlafstübchen entzückte eine kleine Bilderfolge, auf der sie als heilige Elisabeth dargestellt war, wie sie die Werke christlicher Barmherzigkeit ausübte: hier reichte sie einem Hungernden ein Stück Brot, dort schenkte sie einem Dürstenden Milch in eine Schale. Einem nackten Kindlein zog sie ein warmes Kleidchen an. Eine alte Hausiererin führte sie in ihr Haus und bot ihr ein Obdach. Am Lager einer franken Wöchnerin saß sie, ein Körbchen mit Erdbeeren am Arm. Einer Mutter, die verzweifelt über ihres Kindes Leiche hingebeugt war, sprach sie Worte des Trostes. Sie folgte als einzige mit dem Pfarrer dem Sarge eines Armen. An der Wand gegenüber war ihr Lager, mit frischen Linnen bezogen. Auf dem Nachttischchen lag aufgeschlagen die Nachfolge Christi, und daneben stand ein Messingleuchter mit der halb herabgebrannten Kerze. Und längs hinter dem Bette, da war sie lebensgroß gemalt, wie sie auf dem Totenlager dalag, die Hände auf der Brust gefaltet, die Augen geschlossen, den Frieden des Himmels auf den Zügen.

So ernst und andächtig, als befänden wir uns wirklich in einem Totengemach, hielten wir vor diesem Bilde, und zugleich überkam uns jenes Gefühl beseligender Heiterkeit, das die Kunst immer in uns auslöst, wenn sie vergängliches Erdenglück und Erdenleid in ewige Schönheit verklärt.

Ein Glockenzeichen unseres Gastgebers rief uns zum Imbiß. Wir beeilten uns, seinem Rufe zu folgen. Als wir in die Laube zurückgekehrt waren und wieder Platz genommen hatten, trug der Alte ein Tablett mit vier zierlichen, goldgeränderten Täßchen, ebensovielen silbernen Löffelchen und je einem Kristallschälchen mit Butter und Honig herein. „Nicht wahr“, wandte er sich an die Freundin, „Sie sind schon so artig und richten uns den Tisch her. Der Kaffee wird gleich aufmarschieren. Aber wahrhaftig, da haben wir ja die Messer vergessen...“ — „Warten Sie“, erklärte die Freundin, „ich komme gerade mit, sie zu holen.“

„Das Röchelchen sollten Sie sehen“, sprach sie, als sie wieder da war, „wie nett, wie reinlich es ist, wie blitzblank jedes Gerät! Und darin

hantiert er mit spitzen Fingern und so säuberlich, so sorgfältig, geradezu andächtig, als ob er malte. Und beständig spricht er halblaut dabei, er unterhält sich mit ihr.“

Seine schlurfenden Schritte wurden eben wieder hörbar. In zwei niedlichen Rännchen, die zu den Tassen paßten, brachte er den duftenden Kaffee und die dampfende Milch. „So, nun mögen Sie meinewegen unser Hausmütterchen vertreten“, sprach er feierlich zur Freundin und ließ sich auf seinen Sessel nieder.

Sie erhob sich sogleich, und indem sie sich einzuschöpfen anschickte, sprach sie: „Ich weiß die Ehre zu schätzen, wenngleich weder ich noch irgend eine Sterbliche ihrer vollauf würdig sein kann.“

„Ja“, seufzte der Alte, „Denise, du einzige!“ Im Begriff, der Stellvertreterin dieser Erlauchten das Täßchen zum Einschöpfen zuzuschieben, tat er eine unglückliche Bewegung, daß es über den Tischrand kollerte und zu Boden fiel. Ein jäher Schreck durchzuckte seine Gestalt, und aus den Wangen war alles Blut gewichen. Aber schon hatte ich mich gebückt und das merkwürdigerweise unbeschädigt gebliebene Ding aufgehoben. Die Kofosmatte hatte den Fall des an sich fast federleichten Täßchens gemildert. „Das nenn ich Glück, Papa Freudiger“, rief die Freundin, „sehen Sie nur, es ist ganz und heil geblieben.“ — „Ist es denn möglich“, stammelte er erleichtert, „ganz und heil.“ Und er ergriff das durchsichtige Schälchen mit seiner zitternden Hand, hielt es weit von sich und prüfte es mit erst noch zweifelnden, dann aber glücklichen Augen. „Richtig“, bestätigte er, „nicht den mindesten Schaden hat es davongetragen. Das nenn ich allerdings Glück. Denk Dir, Denise, nicht den mindesten Schaden. Es hätte uns leid getan.“

„Sie müssen wissen“, wandte er sich an uns, „dieses Geschirr stammt noch aus ihren Tagen, und nicht ein einziges Stück fehlt davon. Sie vermögen gar nicht zu ermessen, wie schmerzlich uns der Verlust hätte sein müssen. Aber nun greifen Sie auch unaufgefordert zu, es freut uns, wenn Sie unserer bescheidenen Aufwartung Ehre antun.“

Wir ließen uns nicht zweimal bitten. „Ja“, meinte er dann, „es mag Ihnen kindisch erscheinen, wie sehr unser Herz an scheinbar leblosen Dingen hängt, die uns hier umgeben. Aber für uns sind sie halt nicht leblos, sie sind

uns die beredten Zeugen jener glücklichen, ach so kurzen Jahre, die wir beide in diesen Räumen irdisch leibhaft verbringen durften. Wie unvergeßlich schön war doch diese Zeit, Denise, die du hier an meiner Seite gewaltet, tätig und umsichtig, fromm und frohmütig, selbstlos und gütig, verehrt von allen, die Dich kannten, von mir aber angebetet. Was warst Du auch für eine herrliche Malersfrau! Nicht nur nahmst Du mir alle Geschäfte und Sorgen des äußern Lebens ab, Du folgtest auch meinem Schaffen mit lebendigem Anteil. Du wußtest um die Nöte des ringenden Künstlers, zerstreutest meine Zweifel, belebtest meine Hoffnung und freutest Dich wie ein Kind jedes Gelingens. Wer weiß, was alles ich noch zu leisten vermocht hätte, wärest Du mir nicht so früh, so plötzlich entrisen worden. Ach, Denise, im kommenden Herbst wird der Tag, da Du mich verlassen hast, zum vierzigsten Male sich jähren. Doch, was red ich da? Nicht verlassen hast Du mich, nur entrückt worden bist Du mir in Deiner leiblichen Holdseligkeit. Im Geist und Herzen sind wir uns so nah, wie nur zwei in ewiger Liebe verbundene Seelen sich sein können.“

Er zögerte einen Augenblick, dann sprach er in seiner Verzückung leise, mit verhaltener Innigkeit, die Verse:

„Wohl müßt' ich bitter weinen,
Herz, wärst du wirklich tot,
Und könnt' mich nichts mehr einen
Mit dir in Freud und Not.

Doch sieh, seit du gestorben,
Weiß nicht, wie mir geschah,
Hab' ich dich erst erworben,
Herz! bist du erst mir nah.

Nicht Berg und Tale trennen,
O Herz, mich mehr von dir.
Leis darf ich dich nur nennen,
Da bist du schon bei mir!

Und schnell legt sich die Welle
Im Herzen stürmisch trüb;
Und in mir wird es helle
Und um mich alles lieb.

Die andern nicht begreifen,
Was Sel'ges ich ersah,
Was die nicht schauen, greifen,
Das ist für sie nicht da.

Die wissen nichts von drüben,
Die wissen nur von hier,
Nicht, wie sich Geister lieben,
Doch, Herz, das wissen wir!“

In stummer Ergriffenheit hatten wir gelauscht. „Es ist ein schönes Gedicht,“ nahm ich, die eingetretene Stille lösend, das Wort. „Un-

sagbar herrlich, überirdisch schön!“ nickte der Alte. „Ich fand es, als ich nach der Beisetzung ihrer irdischen Hülle in grenzenloser Betrübniß in diesen, ach so leer gewordenen Räumen saß und mit abwesenden Gedanken den Haufen der schwarzumränderten, üblichen und nichtssagenden Teilnahmebezeugungen durchging. Wie traf es mich bis ins innerste Herz! Noch zittert meine Seele dem Guten Dank, der ihr dieses Labjal gereicht. O gewiß warst du es, Denise, die sich einer sterblichen Hand bediente, um die finstere Nacht meiner Verzweiflung mit dem milden Sternenschein des Trostes und der Hoffnung zu erhellen. Nicht mehr zweifelte ich nun an der Barmherzigkeit Gottes, nicht mehr war mir mein Dasein lästig und verhaßt, da ich nun wußte, daß es mit deinem jenseitigen verbunden und verkettet blieb. Und so hast du mich nun durch all die langen Jahre als treuer Schutzgeist begleitet. Fern von der Welt und ihren Eitelkeiten leben wir seither in seliger Sehnsucht dahin, und bald werd' ich meine gebrechliche Hülle auch ablegen dürfen, um bei Gott zu ewiger Freude mit dir vereinigt zu werden, o Denise, du einzig Geliebte!“

In seiner immer wachsenden Wärme und Hingegenommenheit schien er unserer Gegenwart gar nicht bewußt zu sein. Zulezt hatte er in verlangender Gebärde die Arme nach dem teuren Schatten ausgebreitet, dann war er auf seinen Stuhl zurückgesunken und saß nun, erschöpft und ermattet, mit geschlossenen Lidern da. Keines von uns wagte, ihn mit einem Wort an unser Dasein zu erinnern, bis er, durch ein Geräusch meines Fußes erschreckt, jäh aufsprang und uns fast befremdet ansah.

Es war nun schon Abend geworden, und wir schickten uns zum Gehen an. „Vergessen Sie uns nicht, kommen Sie bald wieder einmal miteinander“, bat er uns, „es war ein so netter, lieber Besuch.“ Wir erklärten uns gern bereit. Er gab uns bis zum Gartenpförtchen das Geleite.

Dicht vor dem Ausgang hielt er uns noch einen Augenblick mit den Händen zurück: „Hören Sie nur!“ Auf dem höchsten Wipfel einer Fichte saß eine Amsel und sang ihre sehnsuchtsvolle, klagende Weise. Und jetzt ertönte, wie aus weiter Ferne, lockend, weich, inbrünstig schmelzend die Antwort. „Sie rufen, sie suchen, sie grüßen sich,“ sprach der Alte, „o Denise“. Etwas hastig schüttelte er uns die Hand, und ob

er freundlich lächelte, es entging uns doch nicht, daß seine Augen feucht waren.

Auf dem Heimweg sprachen wir von gleichgültigen Dingen. Jedes mochte sich scheuen, das wunderliche Erlebnis, das uns das Gemüt durchschauerte, zu berühren und zu entweihen.

Auch sind wir seither nicht dazu gekommen, unsern Besuch zu erneuern, und ich muß ge-

stehen, daß ich es nicht bedauern kann. Warum, was in seiner Einmaligkeit reizvoll und schön war, durch Wiederholung abschwächen und entwerten? Anders wäre es, wenn der wunderliche Einsiedler unser bedürfte. Aber ist er nicht glücklich in seiner überirdischen Welt? Wozu ihn stören in seinen Träumen, die ja doch schöner als alle Wirklichkeit sind!

Wer nie sein Brot mit Tränen aß . . .

Von Kenos.

Die himmlischen Mächte stehen nicht immer bereit für den Menschen. Sie lassen auf sich warten, oft qualvoll lange. Sie nahen uns nicht jederzeit, sie finden uns nur unter gewissen Bedingungen. Wir begegnen ihnen, „wenn die Zeit erfüllet ist“. Es braucht eine innere Reise für solche Begegnungen. Meinte Goethe etwa dies, als er den Vers hinschrieb:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

Man kann sich fragen, ob das des Dichters eigene Erfahrung war, oder ob er dieses Wort einer seiner schönsten Figuren, die durch das Leid wanderte, nur in den Mund legt. Goethe erscheint uns doch sonst als der glückliche Mensch par excellence. Ein eigentlicher Glückstern scheint über seinem Wege gewaltet zu haben. Aber wenn man ihn selber hört, bekennt er, daß er im Grunde doch nur wenige Augenblicke reinen Glückes genossen habe und daß sein Leben, wie das anderer Menschen, von allerlei Druck und Qual ausgefüllt gewesen sei.

Auch dieser Glückliche kannte also offenbar doch jene Nachtseite des Lebens, jene dunkeln Stunden, in denen der Mensch nach einem hellen Stern ausschaut.

Man sollte denken, das Glück sei ebenso ein Weg zu den himmlischen Mächten, wie das Leid, das Glück müßte doch sicher den Menschen über sich selber erheben. Es müßte das Herz in besonderer Weise füllen, so daß es jenem römischen Brunnen gleiche, der nimmt und gibt. Es müßte so das Herz zum Überlaufen bringen, damit auch andere ihren Teil empfangen.

Aber das ist eine konstruierte Psychologie des Glückes. Die Glücklichen sind meist nicht die wahren Glücksbringer. Die Könige des Glückes haben so oft nicht die milde Hand, die Freude aussteilt. Das Glück ist so oft gar nicht der Weg zur Gedankentiefe, zu den heiligen Er-

kenntnissen des Lebens, zur Ehrfurcht und zur Dankbarkeit.

Wenige Glückliche sind auch Dankbare. Viele von ihnen gleichen nicht einmal jenem heidnischen Polykrates, der den Schauer des Glücks empfand und die Götter mit Opfern besänftigen wollte. Wie viele Menschen hat das Glück träge, dumpf, genießerisch, gemein, hochmütig gemacht! Goethe wußte, was er sagte, wenn er den Glücklichen die Kenntnis der himmlischen Mächte absprach.

Wer den Kummer kennt, die Sorge, das Leid und die Tränen, dem gehen viel leichter die Augen auf für die wahren Tiefen des Lebens und für die himmlischen Mächte. Gewiß ist das nicht der einzige Weg zu ihnen. Gewiß gibt es auch Glückliche, die dankbare Gotteskinder sind. Es gibt auch ein heiliges, ein göttliches Lachen, sowie es einen unheiligen und giftigen Kummer gibt, der die Seele stracks zur Hölle führt. Gewiß singen wir immer wieder begeistert das Lied an die Freude. Aber sind nicht die Stunden, in denen wir niedergeschlagen sind, doch ganz andere Lehrmeister für die göttliche Sprache als die Stunden leichten Scherzens und sprudelnder Lebensfreude?

Hat darum der indische Königssohn Siddharta, der spätere Buddha, allen Reichtum und Fülle abgetan und wurde ein armer Büsser? Hat der heilige Franziskus deshalb seinem reichen Vater sogar die Kleider zurückgegeben und die Armut geheiratet? Hat Kaiser Karl V. aus dieser Erkenntnis den Purpur abgelegt und sich im Mönchsgewand in eine Zelle zurückgezogen? Versuchte Tolstoi wohl aus diesem Grunde beständig die Flucht aus dem Glück, die ihm erst später gelang, als er als ein einsamer und verlassener Mann unterwegs starb? Verließ Pater Damian darum die Welt der Gesunden und Glücklichen und verbannte sich selbst auf die Insel der Aussätzigen? Sie alle suchten die himm-